

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Joseph und Benjamin. Eine Erzählung

[urn:nbn:de:bsz:31-337039](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-337039)

○

Joseph und Benjamin.

Eine Erzählung.



Das Wort aus der Bibel kann auf Kaiser Joseph wiederholt angewendet werden. Es heißt im ersten Buch Moses Capitel 42 Vers 8: „Und Joseph erkannte seine Brüder, sie aber erkannten ihn nicht.“

Ja, Kaiser Joseph erkannte seine Mitmenschen als Brüder, sie aber — nur Wenige erkannten sein menschen-

liebendes Herz, so lange es lebend schlug. Und doch war Güte und Edelstamm nicht bloße zeitweilige Stimmung in ihm; immerdar geleitete ihn das Verlangen und die Pflicht, ein wohlwollender Bruder seiner Mitmenschen zu sein. Er ging stets in der Welt umher wie in einem Tempel, ernst und andächtig, in dem ständigen Bestreben, sich selbst zu veredeln und seinen Mitmenschen hülfreich zu sein.

Nuerbach, Volkskalender. 1863.

In solcher Gemüthsverfassung reiste auch Kaiser Joseph im Frühling des Jahres 1777 nach Paris. Er hatte sein Gefolge vorausgeschickt, er hatte nur seine beiden Begleiter, die Grafen Colloredo und Cobenzl bei sich im Wagen, er selber reiste unter dem Namen eines Grafen von Falkenstein.

Erstes Capitel.

Die Gebatters-Station.

„Das hat man davon, wenn man Incognito reist. Wenn's drauf ankommt müssen wir uns doch demaskiren.“ So wetteerte ein graubärtiger Diener in ge- fundem Oesterreichisch-Deutsch vor dem Posthause auf der letzten Station vor Paris. Dann trat er an den Schlag des Wagens, zog den Hut ehrerbietig ab und sagte: „Majestät . . . Entschuldigen, Herr Graf, es sind keine Postpferde hier; wir müssen nun, halten zu Gnaden, in dem gottverdammten Kiste bleiben.“

„Gedulb, Gedulb,“ erwiderte die klangvolle Stimme des Kaisers, „ich will aussteigen.“

Der Diener öffnete den Schlag, ließ den Tritt herab und der Kaiser stieg aus. Er war damals in der Mitte der dreißiger Jahre, schlank von Gestalt, und trug einen grauen Rock mit Stahlknöpfen, auf dem gepuderten Kopfe einen dreieckigen, mit einer feinen Goldborte besetzten Hut. Wie er nun den Hut abnahm und sich umschaute, sah man ein feines, länglich wohlgebildetes Antlitz, aus welchem milde, hellblaue Augen leuchteten, und um dessen Mund die Züge unverkennbarer Güte und Freundlichkeit sich ausprägten.

„Ich muß warten,“ sagte er lächelnd zu seinen beiden Begleitern. „Ich muß lernen, wie es andern Menschenkindern zu Muthe ist, denen nicht überall ein Quartier machender Rang vorausgeht.“

Die beiden Begleiter nickten höflich beistimmend, ohne ein Wort zu erwidern. Colloredo, von straffer militärischer Haltung, mit einer großen Narbe auf dem Gesichte, war um wenige Jahre älter, Cobenzl, von glattem und zierlichem An- gesichte, stand im selben Alter mit dem Kaiser.

Der Postmeister trat herzu, zog höflich sich verbeugend die Mütze ab, dann aber, wie sich bestimmend, daß er als freier Mann gegen die Aristokraten nicht unterthänig sein dürfe, setzte er schnell und trotzig die Mütze wieder auf und sagte, ohne vorherige Bestellung könne er nicht so viele Pferde bereit halten, in diesem Augenblicke seien gar keine da.

„Und warum nicht?“

„Weil ich meine Pferde fortgeschickt habe, um die Gevatterente zu holen.“

„So? Ihr habt Taufe im Hause? Es gilt als gutes Zeichen, wenn dazu ungebetene Gäste kommen, das prophezeit für das Kind manches unverhoffte Glück.“

Der Wirth hörte das Französisch des Kaisers — und da er die Strafe von Metz her kam, war es noch um so sicherer — daß die Ankömmlinge keine Franzosen seien. Der Wirth sagte daher, sich in die Brust werfend: „Danke, Herr! Ich habe keinen Aberglauben und will auch nicht den, der Gutes prophezeit. Wenn man den einen gelten läßt, muß man auch den andern annehmen.“

„Ihr seid also ganz ohne Aberglauben?“

„Ja. Es soll Jeder nach seiner Façon selig werden, das ist ein gutes Wort von Ihrem König Friedrich von Preußen. Ich habe bei meinem Sohne auch einen Protestanten zu Gevatter gebeten; er kam leider nicht selbst kommen, aber das Kind soll seinen Namen tragen. Unser Pfarrer ist klug genug, zu thun, als ob er nichts davon wüßte.“

Der Postmeister machte diese Mittheilung mit jener frohen Laune und jenem Selbstgefühl, das den Franzosen so leicht beiebt, und dabei mit der rednerischen Gewandtheit, mit der er seine Sprache handhabt.

Während dieser Auseinandersetzung waren die Gäste mit dem Postmeister in die Wirthsstube eingetreten. Der Postmeister holte ein zusammengerolltes Bild herbei und sagte: „Das ist der Gevatter meines erstgebornen Sohnes, es ist der größte Mann unseres Jahrhunderts.“

„Des ganzen Jahrhunderts?“

„Ihr König Friedrich,“ entgegnete der Postmeister mit freundlicher Ökonomie, „ist auch ein großer Mann. Ich bekenne das, obgleich er uns Franzosen so jämmerlich geschlagen hat. Aber wir sind nicht Schuld, die schlechte Regierung Ludwigs XV. und die elenden Creaturen von Heerführern — die sind Schuld. Mein Gevatter ist noch viel größer, als König Friedrich, für mich wenigstens. Ich will Sie nicht damit beleidigen, wenn Sie Preußen sind; mein Gevatter ist ein Weiser, ein Wunderthäter, der den Blitz regiert, ein Mann der Freiheit aus der andern Welt.“

„Und er hat Euch aus der andern Welt geschrieben und seine Einwilligung gegeben?“

„Er lebt hier in unserer Nähe, in Passy, und da, wo Sie jetzt sitzen, hat er auch gefessen und hat von meinem Wein getrunken und von meinem Brod gekostet, und hier werde ich nun auch sein Bild aufhängen; wer herein kommt, soll sehen und sagen: Seht, das ist einer der Größten, den die Welt je gesehen hat, und er war ein armer Buchdrucker, und sein Wahlspruch soll gelten: Tugend ist der einzige Adel.“

Der Postmeister entfaltete endlich das zusammengerollte Bild, und die drei Männer sahen das Bild Benjamin Franklins und darunter seinen Wahlspruch.



„Es freut mich,“ sagte Joseph, „daß Ihr diesen Mann so hoch haltet.“
 „Glaubt Ihr aber nicht,“ fragte Cobenzl, „daß es auch gute Fürsten giebt?“
 „Warum nicht? Es kann Jeder ein guter Mensch sein. Wie gesagt, ich habe keine Vorurtheile und keinen Aberglauben; — der Herr von Voltaire ist

zweimal bei mir über Nacht gewesen. Weiß man in Deutschland auch etwas von meinem Gevatter?"

„Allerdings.“

„Und ich sage Ihnen,“ fuhr der redselige Wirth fort, „der Hof in Versailles spielt noch Versteckens, aber wir wissen Alles! Heimlich hat man den amerikanischen Staaten bereits drei Millionen Livres und Waffen und Schiffe geschickt. Das ist, wie wenn zwei Liebesteute sich heimlich ihre Liebe bekennen und die Brautgabe empfangen, sie meinen, die Welt weiß noch nichts davon, aber die Welt weiß schon lange Alles, und bald muß öffentlich Hochzeit gehalten werden. Frankreich muß die amerikanische Freiheit gründen helfen, und wenn mein Sohn, der heute getauft wird, nur das Alter hätte, ich würde ihn mit Freuden über's Meer schicken. Dort schlagen wir den verdammten Engländern den rechten Arm ab.“

Luftiger Posthornklang ertönte vor dem Hause, der Postmeister machte sich rasch davon, die ankommenden Festgäste zu bewillkommen. Der Kaiser saß still, sein Auge starre drein und halblaut, wie vor sich selbst, sagte er: „Es ist ein wunderbar aufgeregter und regsamer Geist in diesem französischen Volke, und so wie hier ist's überall in ganz Europa, und das sieht schon im vollen Aufbruch jenseit des Weltmeeres. Es muß möglich sein, die geweckten Geister zu lenken, statt zu brechen, zu führen, statt zu fesseln. Es ist ein erhabenes Loos, der Beherrscher freier Menschen zu sein, an ihrer Spitze zu stehen zu allem Guten, und sie sollen wissen, daß Männesmuth und Selbstgefühl nicht als Verbrechen verfolgt, sondern geschützt und gepflegt werden. Nicht die Verfinsternung der Geister, sondern die Aufhellung ist unsere Herrscherspflicht und unsere Herrschermacht.“

Der Postmeister trat im Gefolge von Männern und Frauen, die alle mit Blumensträußen geschmückt waren, wieder in die Stube und sagte den drei Männern, daß sie ihre Reise fortsetzen könnten, sobald die Pferde gefüttert seien, er lade sie indeß ehrebetig ein, der feierlichen Handlung beizuwohnen.

Der Kaiser stand auf und sagte freundlich lächelnden Blickes in heiterem Tone: „Vorurtheilsfreier und offenerziger Postmeister! Habt Ihr Lust, auch einen unbekanntem Mann Gevatter stehen zu lassen bei Eurem Kinde?“

„Wenn's ein ehrlicher Mann ist, mit Freuden.“

„Erscheine ich Euch als ein ehrlicher Mann?“

„Ja, als ein ehrlicher Deutscher. Guttemann!“ setzte er gebrochen in fremdartiger Betonung hinzu. „Habe auch deutsch gelernt, wenn auch nicht viel. Alle Menschen sind Brüder!“ rief er mit lärmender Begeisterung, als ob er schon von dem Festweine getrunken. „Hier meine Hand, Herr Gevatter! Wenn Madame mit einverstanden.“ — „Madame,“ rief er, behend nach der

Kammerthüre springend, „kommen Sie heraus, ein vornehmer Mann aus Preußen will Gevatter bei unserm Sobne sein. Voila Madame.“

Die stattliche Postmeisterin erschien und konnte gar nicht aufhören, sich zu verbeugen und wiederholte immer: „Wenn's der hohe Herr will, ich bin's zufrieden.“

„Sind Sie verheirathet?“ fragte sie dann mit zaghaftem Tone.

„Ich war's,“ erwiderte Joseph.

„Haben Sie Kinder?“

„Ich hatte eins.“

Der Postmeister und seine Frau sahen mitleidigen Blickes auf den Fremden und Eines wartete auf das Andere, nach dem Namen des Gevatters zu fragen.

Die Glocke läutete, der Zug ordnete sich, um zur Kirche zu geben. Das Kind — es war ein frischer, munterer Knabe — wurde von einer Jungfrau vorauf getragen und hinterdrein ging das Gefolge von Verwandten und Fremden; der Kaiser ging neben der Mutter. In der Kirche vor dem Altare erklärte der Postmeister, daß außer dem anwesenden Schwager noch Benjamin Franklin und der Fremde hier Gevatter stehen wollen.

„Welcher Religion sind Sie?“ fragte der Geistliche.

„Katholisch,“ erwiderte Joseph.

„Und Ihr Name?“

„Joseph.“

„Joseph? Weiter nichts?“

„Der Zweite.“

„Der Zweite? Sonderbarer Familienname! Und Ihr Stand?“

„Vor Gott giebt es kein Incognito!“ rief Joseph mit strahlendem Angesicht.

„Ich bin der römische Kaiser deutscher Nation, Joseph von Oesterreich.“

Vor Schreck hätte die jugendliche Gevatterin fast das Kind fallen lassen, aber Kaiser Joseph nahm es auf den Arm und sein ganzes Wesen erbebt in der Empfindung, hier im fremden Land einen zum Leben erwachten Menschen in den Armen zu halten und ihn weisevoll zu grüßen als einen Sprößling der Menschheit; und als das Kind die Augen aufschlug und seinem Blicke begegnete, da war in dem Herzen des Kaisers einer jener hochgetragenen andächtigen Augenblicke, wo vor dem innern Auge die ganze Erde in Wahrheit als der leuchtende Stern erscheint, der am Firmamente glänzt.

Die Taufe war vollzogen, der Kaiser hielt das Kind noch in den Armen und sprach: „Sei gesegnet mein Kind! Du trägst den Namen eines schlichten Bürgers und den Namen eines Fürsten; werde gleich stark in der Freiheit und

Selbständigkeit als Mensch und im Gehorsam als Bürger eines Staates. Nimm dies zum Andenken.“

Er legte ein in Brillanten gefasstes Medaillon mit seinem Bildniß auf das Kissen.

Draußen standen die Wagen angespannt; der Kaiser entzog sich rasch den überströmenden Dankesbezeugungen, stieg ein und ihm nach schallte es: „Es lebe der Kaiser Joseph.“



So fuhr der Kaiser am 18. April 1777 gen Paris. Zu seiner Linken saß der Feldmarschall-Lieutenant Colloredo, ihm gegenüber der Staatsrath Cobenzl.

Der Kaiser sprach kein Wort und auch seine Begleiter schwiegen.

Eine Gluckhénne, die Enten ausgebrütet hat, und sie nun wohligh im fremden Elemente schwimmen sieht, kann nicht verzagter und verdrossener sein, als ein ächter und wahrer Hofcavalier, wenn er zusehen oder gar mithelfen soll, wie sein Fürst, entledigt alles äußern Ranges und Ceremoniells, sich an einer einfach-

bürgerlichen Handlung theilhaftig. Er muß mitthun, als ob er aus eigener Bewegung sich dazu bestimmte, und ist doch nur gehorjam und steht jeden Augenblick bereit, die von Unkundigen verletzte Würde abzuhalten und den Fürsten zu decken.

Es ist eine schwere Aufgabe, Cavalier eines Fürsten zu sein, der die Laune hat, unversehens nur Mensch sein zu wollen.

Das sprach sich in den Mienen Cobenzl's aus, der in sich hinein dachte: „Seltsame Anwendung! Es ist ein Humanitätsschwindel; und wer am Schwindel leidet, kann sich nicht auf dem Throne erhalten. Man darf sich da oben nicht darum kümmern, wie die Welt da unten durch einander krabbelt. Statt lustig in die Welt hineinzufahren, solch ein Aufhebens von einem jungen Balg an der Straße zu machen! Unbegreiflich!“

Und Colloredo dachte bei sich: „Es ist ein Unglück, daß unser Kaiser auf jeder Station gern anhalten und eine gute That thun möchte und nicht rücksichtslos seinem Ziele entgegensährt.“ Und noch viel Herberes dachten die untergebenen Begleiter. Hätte der Kaiser ihre Gedanken vernommen, er hätte sie verziehen. Er hätte nur die Menschen bedauert, die durch Erziehung und Gewohnheit das schönste Glück des Lebens verloren haben: stets und an allen Orten sich in reiner Liebe ihrer Mitmenschen nahe zu wissen.

Der Kaiser aber schaute hinaus in die Landschaft, in seiner Seele klang noch der Orgelton aus jener kleinen Kirche.

Diese Fahrt war ihm geweiht; er hatte auf der Schwelle von Paris seine humane Andacht vollzogen.

Zweites Capitel.

Eine Begegnung auf der neuen Brücke.



„Paris ist Paris!“ rief der neben dem Postillon sitzende Kammerdiener vom Bock der vier-spännigen Staatskutsche herab. Der Wagen stand einen Augenblick still, man hörte ein Getöse und Gebrause, wie von Meereswogen.

Der Kaiser schaute auf.

„Paris,“ sagte er, nachdem er sich niedergesetzt, wie halb für sich murmelnd. „So grüßen wir also die Stadt, dahin alle Weltkinder pilgern. Sie lächeln Cobenzl? Sagen Sie mir, was denken Sie jetzt? Sie kennen Paris von früher; wie ist Ihnen zu Muthe?“

„Majestät, darf ich ganz offen sprechen?“

„Wer so fragt,“ erwiderte der Kaiser ungeduldig, „will etwas verschweigen und will gerade durch die Erlaubniß, offen sprechen zu dürfen, mit einem falschen Paffe durchschlüpfen.“

„Mein gnädigster Herr,“ begann der Hofmann lächelnd, indem er die Zurechtweisung dankend wie eine Gnade aufnahm, „mein gnädigster Herr! Ich werde ein Sünder, sobald ich den berauschenden Athem dieser Stadt einathme. Unser gutes Wien ist auch lebensfroh, aber wie blond blöde und ungeschlacht gegen die-

ses anmuthig tänzelnde, sprühbängige Paris. Es ist wahr — unsre deutsche Sprache ist leider so grob und geht immer in Holzschuben — es ist wahr, nennen Sie es immer ein lasterhaftes und verruchtes Leben unter Ludwig XV. und Madame Pompadour, ja es war ein höchst sündhaftes und leichtfertiges Leben, aber heiter, unterhaltend und gemüthlich. Man ließ sich durch keinerlei moralische Schulmeisterie die Lebenslust verkümmern und — ich gestehe — ich hoffe jetzt auch wieder mit heiteren Erinnerungen heimzukehren. Es thut mir leid, daß Ev. Majestät hoher Edelsinn und bescheidene Einfachheit den fürstlichen Glanz verschmäh. Es wäre doch schön, wenn uns hier die Garben und Staatscarossen einbolten, vor auf Seine Majestät der König und Ihre erlauchte Schwester, die Königin Marie Antoinette, und dazu Glockengeläute, donnemde Kanonen; und das Volk hätte die Freude sich anzuschreiben, und da diese Franzosen von unserm deutschen Reiche nichts wissen und sich einer besondern Unkenntniß in der Geographie bestleißigen, heiße es: *Vive l'empereur d'Autriche!*“

„Ich glaube Ihnen jetzt, daß Sie Alles gesagt, Cobenzl, aber ich mag diesen Prunk nicht. Unter dem Glockengeläute und Kanonendonner und all diesem Gepränge hört man die innere Stimme der Menschenseelen nicht. Ich möchte wissen, was in diesem Volke vorgeht. Ich will die kühnen und großen Geister kennen lernen, die die Welt mehr bewegen als alle Diplomaten und Kriegsheere, und deren Stimmen mächtiger ertönen als Glockengeläute und Kanonendonner. Ich hoffe auch bereichert an Erinnerungen heimzukehren, aber bereichert an Erkenntniß und Einsicht, wie ich mein Volk beglücken kann.“

„Der Geist ist gewiß ein edler Mürter,“ nahm Colloredo das Wort, „wenn nur Ev. Majestät Ihren Schwager, den lebenswürdigen König von Frankreich zu unserm wahren Mürten machen, und Ihre Majestät die Königin, die die Herzen dieses launischen Volkes bezaubert hat —“

„Woher wissen Sie das?“ unterbrach der Kaiser scharf. „Meine Schwester ist nur zu leicht in den französischen Ton eingegangen. Man hat ihr ja diesen leichtfertigen Abbé Vermond zu uns nach Wien geschickt, um sie von Rind an zur Dauphine von Frankreich herzurichten.“

Der Kaiser sah still vor sich nieder und preszte die Lippen. Der tiefe Schmerz, der sein ganzes Leben erfüllte, drängte sich ihm auf die Lippen zur Aussprache, aber er hielt ihn zurück.

Immer auf's Neue fühlte er, daß er allein ist, allein, wie jeder Genius. Alles was ihm begegnete und Alles, was er vornahm, erweckte ihn zu Betrachtungen und Ausblicken, die Niemand mit ihm theilte, und doch wollte er aus der Tiefe seines Herzens die Welt beglücken.

Als der Kaiser wieder aufschaute, lag in seinem schönen, jugendlichen Gesicht

ein Schmerzszug und in seinen hellen Augen schwamm jener feuchte Glanz, der von tiefer innerer Bewegung Zeugniß giebt.

Der Postillon blies lustig in den hellen Tag hinein. Die zu Wagen oder zu Fuß aus der Stadt kamen, wer mit einer Last oder ledig einherging, Alles sah heiter aus, als ob hier ewig Sonntag wäre. Die Franzosen, von denen sich Jeder in Gang und Bewegung so hält, als ob etwas ganz Besonderes in ihm vor-gehe und ihn mouffiren mache, grüßten den fremden von Metz herkommenden Wagen mit feinen Zusassen freundlich lächelnd, als wollte Jeder sagen: „Ich bin ein Vertreter des liebenswürdigsten Volkes der Erde! Komm mir, du reicher vornehmer Mann aus der ungehobelten Welt da draußen, du hast zu viel Geld, zu viel Jugendkraft, du willst dir bei uns den feinen Schliff holen; du wirst gut bedient werden.“ So sprach jedes Augenwinken, jedes leichte Grüßen mit der Hand.

Kaiser Joseph war absichtlich einen Tag früher nach Paris gekommen, als er angekündigt hatte, um jede Empfangsfeierlichkeit zu vermeiden und ruhig seine Wohnung in einem einfachen Gasthause in Paris zu nehmen. Bei seiner Schwester in Versailles mußte er dann, wie es die französische Hofsitte erheischte, in großem Aufzuge erscheinen.

Man fuhr geraden Wegs nach der Wohnung des österreichischen Gesandten, Grafen Mercy. Dieser war krank, und der außerordentliche Gesandte am englischen Hofe, Graf Begliuiofo übernahm es, der Führer Josephs in Paris zu sein.

Der Tag war hell, Joseph kamte keine Ermüdung und machte sich mit seinem Begleiter bald auf, um zu Fuß durch die Straßen von Paris zu wandern.

„Was wünschen Ew. Majestät zuerst zu sehen?“

„Führen Sie mich zum Standbilde Heinrichs IV.“

Der Gesandte stand einen Augenblick verdutzt, dann aber sich schnell fassend, sagte er mit einem gewissen Ausdruck ächter Wärme: „Es bleibt das Vorrecht erhabener Geister, das einzig Naturgemäße zu treffen. Aus dem Gewühl vergangener und gegenwärtigen Lebens, was konnte Joseph zuerst herausgreifen? Jetzt sehe ich es und es kam nicht anders sein, er wallfahrtet zu seinem Heiligen, den keine Kirche, aber der ewige Geist der Tugend und Menschenliebe heilig spricht.“

„Wir haben mindestens dieselben Feinde,“ entgegnete Joseph, „sie zielen noch heute wie damals nach jedem Herzen, das frei und gut sein will und jede pfäffische Herrschsucht haßt. Die Jesuiten, die den Mordstahl Ravallac's Heinrich IV. in's Herz stießen, sie sind freilich jetzt, nach 160 Jahren, aufgelöst, und sie sollen, so weit meine Macht reicht, so lange ich lebe, nicht mehr aufkommen, wenn ich auch weiß, daß ihre unsichtbaren Dolche stets nach mir gezielt sind.“

Auf der neuen Brücke vor dem Standbilde Heinrichs IV. zog Joseph den Hut ab und schaute lange empor. Vor seiner Erinnerung ging das Leben Heinrichs IV. vorüber, wie er den schweren Kampf auf sich nahm, das zerrüttete und zerspaltene Frankreich zu heilen und zu einen, wie er sich selbst bezwang, den katholischen Glauben anzunehmen, aber immer dem Grundsatz treu blieb, daß Niemand um seines Glaubens willen in seinen Menschen- und Bürgerrechten beeinträchtigt werden dürfe, und wie er endlich als Märtyrer seines hohen und reinen Sinnes fiel.

„Wie viel,“ sagte dann der Kaiser laut, „wie viel wird den Fürsten während ihres Lebens in's Gesicht hinein gelogen und wie oft wird ihnen auf den Denkmälern noch nachgelogen. Dieser hier verdient, was die Inschrift sagt: Vater seines Volkes! Nach einem solchen Beinamen geize ich; es giebt keinen schöneren.“

Erst nach geraumer Weile fügte Begliosofo hinzu: „Und wie ein ächter Vater wollte Heinrich sein Volk gut nähren. Sonntags ein Huhn im Topfe eines jeden Bauern; nicht eher wollte er rasten, bis er das erreicht.“

„Ja,“ stimmte Joseph bei, „die Menschen zu Wohlstand, zu behaglicher Lebensfreude zu führen, das ist die nothwendige Grundlage, sie zu Gedankenfreiheit und edler Gesittung zu befähigen.“

Während die Beiden noch am Standbild Heinrichs IV. verweilten, kam ein stattlicher Mann von der entgegengesetzten Seite heran. Schon aus der Ferne sah man, wie Alles ihn grüßte, und doch trug er kein äußeres Zeichen der Würde. Er führte einen schönen schlanken blondlockigen Knaben von etwa vierzehn Jahren an der Hand, und der Knabe war wie das jugendliche Abbild des Alten, so daß dieser in doppelter Gestalt erschien. Als er näher kam, grüßte auch Begliosofo. Der Mann trug einen schlichten braunen Rock, der fast bis an die Füße hinab reichte, wo große unförmliche Schnallen die groben Schuhe zusammen hielten. Er schlüpfte ebenfalls seinen schwarzen breitkrämpigen Quäkerhut, und ein edles Antlitz, von langen, silberweißen, ungekräuselten und ungepuderten Locken begrenzt, dankte mild und bescheiden.

„Wer ist der Mann?“ fragte Joseph.

„Er kommt von ganz entgegengesetzter Seite, wie Ew. Majestät. Er hat von der untersten Stufe, aus Armuth und Noth, die höchsten Ehrenstufen erstiegen, und Ew. Majestät steigen von den höchsten Stufen hinab zu den niedrigsten und erlauschen dort Alles, was sie bewegt —.“

„Wer ist der Mann?“ fragte Joseph.

„Der Doctor Franklin, geheimer Geschäftsträger der eben in Aufruhr begriffenen englischen Colonien in Amerika.“

„Benjamin Franklin?“

„Allerdings, Majestät.“

Den Kaiser berührte es seltsam, jetzt auf seinem ersten Gange in Paris dem Manne persönlich zu begegnen, mit dem er heute gemeinsam in's Kirchenbuch eingetragen wurde. „Der Mann scheint in Frankreich sehr beliebt. Was halten Sie von dem Manne?“

„Es ist ein Mann, der alle Traditionen der Diplomatie zu Schanden macht, und er führt eine neue Macht, die sogenannte öffentliche Meinung, in die Staatsverhandlungen ein. Ich habe schon mancherlei vorüber rauschende Begeisterung erlebt, aber eine so hoch gehende und dabei so nachhaltige, eine in den höchsten Zirkeln und in der niedrigsten Schenke gleich mächtige, wie die abgöttische Verehrung dieses Mannes, ist mir noch nie vorgekommen. Noch ist Franklin am Hofe in Versailles nicht als Gesandter anerkannt, um so mehr aber ist er bei der französischen Nation accreditirt, und Franklin ist ein Haupthinderniß unserer Pläne.“

„Wie das?“

„Seine Absichten stehen den unsrigen schnurstracks entgegen. Der Hof von Versailles glaubt noch wählen zu dürfen, aber er ist bereits gezwungen, nach dem ersten siegreichen Treffen der Empörer — oder, wie man sie hier nennt, Insurgenten — ein offenes Bündniß mit Amerika zu schließen. Da kann keine Rede mehr davon sein, eine aufrichtige Allianz für unsere Operationen in Baiern und den Donauländern zu gewinnen. Diesem Franklin kommen günstige Umstände zu Hülfe. Frankreich will Rache nehmen, zumal an England, wegen der Demüthigung, die es durch den letzten Friedensschluß erfahren. Die sogenannten allgemeinen Menschenrechte, die bisher nur von den Schriftstellern verkündigt wurden, sind zum Erstemale von den Insurgenten als Gesetz verkündigt, und Franklin hat ihnen mit Adam und Jefferson die Fassung des Congressbeschlusses gegeben. Dies verleiht ihm hier eine besondere Glorie. Was Edelsinn und väterliche Liebe der Fürsten ihren Völkern zu geben und zuzumessen hat, wird nun als Recht gefordert, und die Verblendung hier will nicht erkennen, daß für jeden Brausekopf, den man los zu sein glaubt, indem man ihn nach Amerika schickt, tausend und tausend neue hier zu eignere Gefahr erstehen. Es schmeichelt dem französischen Volke, einem andern eine Republik gründen zu helfen. Aber welche Schule wird das für Frankreich selbst sein! In Versailles will man das leider nicht einsehen und denkt nur an die Demüthigung Englands. Majestät müssen sich darauf gefaßt halten, daß jetzt hier von nichts Anderem die Rede ist, als von der amerikanischen Republik. Man spielt hier bei Hofe noch ein verdecktes falsches Spiel. Eben vor einigen Tagen hat ein junger

Feuergeist aus einem der angesehensten Geschlechter, der Marquis von Lafayette, der die schöne Tochter des Grafen von Aven geheirathet hat, ein Mann aus den ersten Kreisen, noch nicht zwanzig Jahre alt, Frau und Kind verlassen, aus eignen Mitteln eine Fregatte ausgerüstet, und sich auf derselben mit vielen Officieren, Soldaten, Waffen und andern Vorräthen von Bordeaux nach Amerika eingeschifft. Man hat ihn in Bordeaux als Deserteur verhaftet und wieder entschlipfen lassen, man hat ihm auf Englands Drängen zwei Kriegsschiffe nachgeschickt; das Volk weiß aber recht gut, daß das eitel Comödienpiel war, und das lieben die Franzosen, sie gefallen sich darin, mit sich und mit Anderen zu spielen.“

„Denken Sie so schlimm von den Franzosen?“

„Keineswegs, es ist ein liebenswürdiges, begeisterungsfähiges Volk, und mit lärmender Grazie Anderen beistehen, das gefällt ihnen am meisten, und so ist jetzt dieser Zug nach Amerika —“

„Die ganze amerikanische Affaire,“ sagte Joseph fast mißmuthig, „zieht mich wenig an. Es ist mein Beruf, Royalist zu sein. Ich trete diesem Doctor Franklin nicht in den Weg. Ich will sehen, was ich und unsere Sache vermag, ja ich wünsche den Mann einmal zu sprechen.“

„Majestät dürfen nur befehlen. Aber ich muß hinzufügen, es wird großes Aufsehen erregen. Ich selber habe ihn oftmals gesprochen, und ich muß sagen, diese wahre oder falsche edle Einfalt und stille Größe ist in jedem Falle bewunderungswürdig. Man betrachtet ihn hier, wo er in eine Gesellschaft tritt, wie einen Propheten aus der biblischen Zeit, oder, da man diese Vergleiche nicht liebt und sich nur in heidnisch-klassischen gefällt, nennt man ihn einen Solon, einen Plato, einen Aristides, einen Republikaner aus den Tagen des Cato und Fabius. Bei aller rauschenden Verehrung, die man ihm zollt, bewahrt Franklin seine Gelassenheit und verfolgt sein Ziel mit Ausdauer und Beharrlichkeit. Er drängt sich nirgends herzu und ist doch überall erwünscht; er hat jenes eigenthümlich vornehme Wesen, das hauptsächlich darin besteht, die Menschen entbehren zu können und sich selbst genug zu sein und auch gegen diejenigen, deren er zu seinen Zwecken bedarf, weiß er sich so zu verhalten, daß sie ihn umwerben und ihm Dank sagen müssen —“

„Veranstalten Sie es,“ brach Joseph ab, „daß ich diesen Mann einmal gelegentlich spreche. Wohin wollen Sie mich nun führen?“

„Wollen Sv. Majestät nicht die Kathedrale in Augenschein nehmen?“

„Nein,“ sagte Joseph in kurzem Tone. „Nennen Sie mich aber nicht mehr Majestät, ich heiße Graf Falkenstein. Fahren wir nach dem Hotel Dieu.“

„Das große Krankenhaus ist erst vor Kurzem abgebrannt.“

„So will ich sehen, wie man jetzt die Kranken unterbringt.“

Joseph fuhr in einem Miethwagen mit seinem Begleiter nach dem Krankenhause. Unterwegs sagte Begleitose, der Kaiser müsse sich darauf gefaßt halten daß jede seiner Thaten, ja jedes seiner Worte sofort in das Ministerium, an



den Hof in Versailles und auch an andere Höfe berichtet werde; es seien überall Spione.

„Auch in den Krankenhäusern?“ fragte Joseph.

„Dort besonders, und dort halten sie die ergiebigste Ernte. In Schmerzen und einsamen Nächten sprechen sich die Menschen am freiesten aus. Nicht nur“

die Krankenwärter dienen als Spione, es werden auch Einzelne hingeschickt, die sich krank stellen müssen, um das Leben und Treiben der Anderen auszukundschaften.“

Joseph lächelte bitter vor sich in Gedanken, wie doch die Tyrannei, weil sie sich selbst unsicher weiß, alles Leben unsicher macht; und dabei wußte Joseph, daß der König selbst von Spionen umgeben war.

Welch ein tolles Fastnachtsspiel ist diese Welt!

Im Krankenhause ließ sich Joseph nicht abhalten, sämtliche Säle zu besuchen. Es empörte sich sein Herz, als er sah, wie oft mehrere Kranke in ein Bett gelegt waren. Hier herrschte Dürftigkeit und Schmutz, während der Hof in verschwenderischen Festlichkeiten prunkte. Der Kaiser konnte sich nicht enthalten, laut und offen auszusprechen: „dies Haus ist keine Wohlthat,“ und hinterließ eine namhafte Summe zur Anschaffung von Betten.

Noch am selben Tage ging die Kunde von dem, was Joseph gethan und gesprochen, von Mund zu Mund durch ganz Paris, sie ging aber auch alsbald nach Versailles und weit in die Welt hinaus an alle Höfe.

aufgega
Alles se
aller M
neuer F
welche
reife Kr
In
Hause,
hinein,
sich in
seines im
In
Aufregun
Stille zu
pfanden
erhöhten,
Auch



Drittes Capitel.

Ein Zögling Friedrichs des Grossen.

Unverhofft war der Mai des Jahres 1777 über die Erde gekommen, Alles prangte in blühender Lust. Noch herrlicher aber war damals der Frühling in den Gemüthern der Menschen aufgegangen, die zu Freiheit und Glückseligkeit sich erheben wollten. Noch war Alles so rein, so zukunfts voll, wie der Frühling auf der Erde, und die Brust aller Menschen schwellte frohmuthiges Entzücken. Alle Welt empfand, daß ein neuer Frühling auch im Geiste angebrochen war, und Niemand konnte ahnen, welche Gewitter und Stürme im Sommer dahin brausen werden, und wie wenig reife Frucht im Herbst eingeheimst wird.

In dem nahe bei Paris gelegenen Dörfchen Passy trat ein Mann aus einem Hause, das rings von einem Garten umgeben war, in den frischen Maimorgen hinein, es ist Benjamin Franklin. Der Friede, der über der Erde ruhte, schien sich in seinem ganzen Wesen auszusprechen, und doch lebte er hier als Sendbote seines in schwerem Kriege ringenden Vaterlandes.

Aus dem Getümmel der Stadt, aus den Huldigungen, Annuthungen und Aufregungen der großen Welt, zog sich Franklin immer wieder in die friedtsame Stille zurück. Wenn er dann aus ihr in die Gesellschaft trat, so ahnten und empfanden die Menschen, die in Unruhe, Selbstvergessenheit und Widerstreit sich erhitzten, daß hier ein Mann von der klaren Höhe reinen Denkens zu ihnen her-

U e r b a c h, Volkskalender. 1863.

niedergestiegen war, dessen erhabene Ruhe Alle erquickte, und die Bewunderung, die man ihm zollte, ward zu Ehrfurcht und Erhebung.

In einem langen wechselvollen Leben hatte Franklin die schwere Kunst der Selbstführung und Selbstverwaltung geübt; er hatte stets Alles, was sein Herz und seinen Geist bewegte, in klarer strenger Rechenhaft abgewogen und was das Schicksal ihm brachte, ruhig und ernst in Erwägung gezogen und seine Maßnahmen nach den Regeln der Vernunft bemessen. So war er der Weise geworden, der, mitten in eine stürmische Wendung der Weltgeschichte gestellt, in unerschütterlichem Gleichmuth stand, die Leidenschaften der Menschen mit sanftem Bedacht lenkte und jeder List mit kluger Umsicht begegnete. Die Verkehrtheiten des Weltlebens überraschten ihn nicht und beraubten ihn nicht seiner Fassung, ja selbst die ungeahnten Mächte, in der Natur wie im Menschengest, wußte er zu bannen. Er hatte den Blitzableiter erfunden, der den zündenden Strahl aus der Gewitterwolke zur Unschädlichkeit zwingt, und jetzt in Frankreich hallten sich dunkle unheilvoll grollende Wolken über dem Staate, Franklin wußte den aus ihnen züngelnden Blitz zum Heile seines Vaterlandes zu lenken.

„Ich habe einen Glücksfund für unsere gute Sache,“ rief ein Mann, rasch in den Garten eintretend.

Franklin reichte ihm zum herzlichem Willkommen die Hand entgegen.

„Und Sie fragen nicht einmal?“ rief der Mann, der äußerst zierlich gekleidet war und in seinem ganzen Wesen, wie im Ausdrucke seines Gesichtes eine unruhige Bewegung zeigte.

„Ich will Sie ruhig ausathmen lassen,“ erwiderte Franklin.

Der lebhaft Franzose legte die seine Hand auf die Schulter Franklins und sah ihn vertraulich lächelnd an. Es war der Dichter Beaumarchais, der eben in der Blüthe seines Ruhmes stand als Dichter des Figaro. Aber der Dichterruhm genügte ihm nicht. Mit großem Eifer vermittelte er die geheime Unterstützung an Geld und Kriegsmaterial und sendete auch aus eigenem Antriebe und auf eigene Gefahr Schiffe mit Kriegsbedürfnissen unter dem Namen eines spanischen Kaufmanns nach Amerika. Nach geraumer Weile rief Beaumarchais: „Sie sind ein Diplomat höchsten Ranges.“

„Wenn ich vielleicht etwas habe, was mich zum Diplomaten tauglich macht,“ entgegnete Franklin, „so habe ich dies keinesfalls durch meine hohe Geburt. Ich bin ein alter Mann und da hat mich die Erfahrung gelehrt, daß die Klugheit wohl eine Tugend ist, nicht minder als die Güte; sie gehören zusammen wie die beiden Augen, wie die beiden Hände.“

„Und von Ihrer Besonnenheit und Ruhe wissen Sie nichts?“

„Ich besitze vielleicht etwas von der Eigenschaft, die zum Menschenwohl nicht

ganz entbehrlich ist, und das ist — Geduld. Ich kann warten, und so weit meine geringe Einsicht reicht, scheint mir das die Hauptkunst der Diplomatie. Ich habe sie mein Leben lang geübt, ohne daran zu denken, daß ich je in so großen Ereignissen davon Gebrauch machen sollte. Ich bin jetzt, was ich noch nie in meinem Leben war, ich bin abhängig von dem, was Andere thun, habe immer auf fremde Nachricht zu warten, kann in der nächsten Stunde einen mitleidswerthen Abenteurer oder einen Mann von Bedeutung vorstellen; ich weiß es nicht. Mein edler Freund und Freund meines Vaterlandes! Ich bedarf der ruhigen Haltung in mir. Wer sich ganz an eine äußere Thatsache anlehnt — ja selbst an eine so habene und mächtige wie die edle Begeisterung des französischen Volkes — wer den Schwerpunkt seines Bestandes aus sich heraus auf eine äußere Stütze verlegt, der fällt um, wenn die äußere Stütze weicht.“

Der hastige Franzose wurde durch die Gelassenheit des Greises ebenfalls ruhiger und berichtete, daß ein deutscher General, ein Flügeladjutant König Friedrichs von Preußen, „ein Baron“, wie er mit schelmischem Nachdruck hinzusetzte — denn er wußte, daß dies bei den Amerikanern trotz ihrer republikanischen Gleichheit doch einen bedeutsamen Eindruck macht — ein Baron aus einem der ersten Geschlechter bereit sei, in die amerikanische Armee einzutreten: „Alle Nationen“, rief er, „müssen den Kampf mitkämpfen, in dem jetzt die dreizehn Staaten nicht für sich allein, sondern für die Menschheit stehen. Frankreich hat doreerst seinen Lafayette geschickt, Polen seinen Kosczynsko, und Deutschland sendet nun seinen General Steuben. Ich kann Ihnen auch vertraulich mittheilen, daß unsere Minister bereits mit dem General unterhandeln. St. Germain ist ein alter Freund und Bewunderer des Barons, und Vergennes hält ihn hoch. Der General, der den Dienst bei Friedrich von Preußen freiwillig aufgegeben und seitdem an kleinen deutschen Höfen gebient hat, ist zufällig auf einer Reise nach England hier. St. Germain ist sein alter Freund, der General läßt sich bei ihm melden und als er zu ihm in's Cabinet tritt, sieht er ihn über eine große Karte geblickt. „Was ist das?“ fragt der General. „Ihr künftiges Schlachtfeld, Herr Baron,“ antwortet St. Germain und giebt ihm die Karte der Vereinigten Staaten. Der General wohnt nun sogar im Schlosse zu Versailles, allerdings verborgen gehalten. Mit diesem Manne wird der amerikanische Freiheitskampf eine unberechenbare neue Macht gewinnen. Ein Mann voll Edelsinn und bewährter Tapferkeit, ein Kriegsheld aus der spartanischen Schule Friedrichs von Preußen, der die Hindernisse und Schwierigkeiten nur kennt um sie zu besiegen — o Freund, und Sie jubeln nicht mit mir und eilen nicht, den Mann im Namen Ihres Vaterlandes zu begrüßen?“

„Ich theile Ihren Jubel und danke Ihnen,“ erwiderte Franklin bedächtigt.

„Vorerst bedarf es keiner Eile, denn der General ist ja, wie Sie sagen, in der Manfarde des Schlosses zu Versailles in sicherer Obhut. Mein Freund!“ fuhr er wärmer fort: „Ich bewundere wiederum die feine Staatskunst der Minister Seiner Majestät. Man schickt uns einen tapfern deutschen General, aber einen deutschen, durch den man sich nicht blossstellt, wenn er von den Engländern auf der See gefangen wird.“

„Das mag sein, aber das hindert Sie nicht, den Mann offen zu empfangen.“

„Das hindert mich allerdings; ich darf mir nicht erlauben, mehr thun zu wollen, als die Minister Seiner Majestät. Ich weiß, sie sind im Herzen, wie das ganze französische Volk, so warm für unsere Sache als ich, als wir alle —“

„Wägen die Minister ihre Absichten haben,“ rief Beaumarchais, sich hin und her wiegend, „wir femmen die unseren; es soll der Welt einmal gezeigt werden, daß es in Wahrheit eine Republik auf Erden geben kann.“

Franklin nickte beistimmend, und da er sich nie von seinem Ziele ablenken ließ, fuhr er gelassen fort: „Da nun mein bescheidenes Haus keine Manfarde hat, werde ich darauf verzichten müssen, der Gastfreund des Generals zu sein.“

„Sie wollen diesen Mann abweisen?“

„Keineswegs. Ich wiederhole Ihnen nur, was ich schon oft gesagt: ich bin nicht beauftragt, Soldaten für mein Vaterland zu werben. Sie wissen, welche unzählige Abenteurer mich belästigen, die alle an die Häupter meines Vaterlandes empfohlen sein wollen, und Jeder glaubt ein Besonderees zur Entscheidung unserer Angelegenheiten beitragen zu können und Jeder will nebenbei auch sein eigenes Glück machen. Ich bin weit entfernt, Ihren deutschen General in die Reihe dieser Abenteurer zu stellen. Ihre Empfehlung wie die des Ministers Seiner Majestät giebt ihm eine hohe Auszeichnung. Aber sobald ich mich auf offene Werbung einlasse, oder auf geheime — denn was ist hier geheim? Ich fühle mich nur deshalb ruhig, weil ich nichts zu verbergen habe — von dem Momente an, wo ich den General in Dienste nehme, indem ich ihn werbe, setze ich unsere Freunde, die Minister und das hochherzige, französische Volk der Gefahr aus, mir, gewiß mit schwerem Herzen, meine bescheidene Stellung kündigen zu müssen.“

„Sie müssen sich schnell entscheiden und rasch handeln, wenn nicht Ihr Mitgesandter Deanes die Sache bereits entschlossener angegriffen hat,“ drängte Beaumarchais, „suchen Sie irgend einen Weg; denn Ihr Gegner oder Mitbewerber will, wie ich höre, den General auch an sich ziehen.“

„Mein Gegner? Ich wünschte, ich hätte nur einen; ich habe deren Legion.“

„Aber dieser Gegner ist selbst eine Legion. Es ist ein anziehendes Schauspiel zu beobachten, wie sich die Gunst der Gesellschaft und auch die Volksgunst

zwischen Ihnen und dem Kaiser Joseph zu theilen sucht. Er ist, wie Sie, ein Freund der Philosophie und des freien Geistes, ein schlichter, wohlthätiger, offener Mann. Es könnte uns nichts Schlimmeres geschehen, als wenn diese Allianz mit Oestreich zur Wahrheit würde. Dieser menschenfreundliche Kaiser mag eine Zeit lang der Abgott des Volkes sein — man erzählt sich viele edle Thaten und seine Worte von ihm, man huldigt ihm, auch um die Erbärmlichkeit unseres Hofes damit zu höhnen — aber die Allianz mit Oestreich bleibt abgestanden und weß und wäre nur eine Verbindung von Hof zu Hof. Damit ist's vorbei. Aus der Erhebung Americas leuchtet Jugendmuth und Freiheit. Sie siegen über einen Kaiser!“

„Nicht ich! Daß Frankreich und Amerika Ein Herz und Eine Seele sind, das siegt. Ich liebe diesen Kaiser, er muß ein starkes, reines Herz haben, da er es dahin bringen konnte, aus einem Fürsten ein schlichter, freier, für jede Belehrung offener Mensch zu werden; solche Erhebung muß für einen Fürsten unsäglich schwer sein. Ich trete ihm nicht in den Weg.“

„Aber wir, die Freunde der Freiheit und Ihres Vaterlandes treten ihm entgegen. Es ist am Hofe dafür gesorgt, daß die mit fabelhafter Naivetät kundgegebene Menschenfreundlichkeit des Kaisers ihm das Herz des Königs abwendig macht.“

„Es ist nicht gut, die Tugend zu mißbrauchen,“ wehrte Franklin ab.

„Wir thun es nicht, der Kaiser thut es nur selber. Kann es unser König gleichgültig ansehen, daß ihm ein fremder Fürst zeigt, wie man leutselig, einfach und ein Freund der Philosophie sein muß? Der Kaiser thut Alles, ich erkenne das wohl, in guter Absicht, aber Seine Majestät, Ludwig XVI. muß dadurch gekränkt sein: denn wer heimlich mit sich selbst unzufrieden ist, sieht in jeder Tüchtigkeit des Andern einen Vorwurf oder gar eine absichtliche Herausforderung und Beleidigung.“

„Sie sind ein Dichter,“ schaltete Franklin ein, „und es mag in der Art des Dichters liegen, sich am Spiel und Gegenspiel der Menschen zu ergötzen.“

Eben als Beaumarchais erzählte, daß man davon spreche, Kaiser Joseph wolle Franklin besuchen, wurde das Gespräch unterbrochen: denn der Mitgesandte Franklins, Silas Deanes, kam in den Garten. In seinem Geleite war General Steuben. Er war ein Mann hoch in den vierziger Jahren, eine stattliche, markige Gestalt von gewinnendem und achtungsgebietendem Ansehen. Beaumarchais stellte ihn vor. Franklin benahm sich mit großer Zurückhaltung und erklärte wiederholt und bestimmt, daß er nicht beauftragt sei, einen, wenn auch noch so schätzbaren Kriegsmann anzuwerben.

„Ich trete als Freiwilliger ein,“ erwiderte Steuben, „ich stelle keine Be-

dingungen. Ich verlange weder Gelder noch Titel. Ich will einem Volke dienen, das einen so edlen Kampf für seine Rechte und Freiheit kämpft. Zweieundzwanzig Dienstjahre in der Schule des Königs von Preußen scheinen mir den Anspruch auf den Namen eines erfahrenen Offiziers zu verdienen; und wenn ich einige Talente in der Kriegskunst besitze, so werden sie mir um so werther sein, als ich sie im Dienste einer solchen Republik verwenden kann, wie ich die Vereinigten Staaten noch zu sehen hoffe. Ich möchte gern mit meinem Blute die Ehre erkaufen, daß mein Name eines Tages unter den Vertheidigern Ihrer Freiheit genannt werde.“

Ueber Franklins Gesicht zuckte es kaum merklich. Der Mann der tiefsten Welt- und Menschenkenntniß stand hier doch vor einem Räthsel. Er kannte die Engländer, die Franzosen, die Spanier; das deutsche Wesen war ihm fremd. Diese Vereinigung von flammender Begeisterung mit nüchternem Besonnenheit; diese Gedrungenheit der Kraft, die nicht vor Allem nach Schlachtenruhm begehrt, sondern in der mühevollen und glanzlosen innern Gestaltung sich bethätigen wollte, diese geschlossene Hingebung an den Augenblick und dabei das Hinwegschauen über das eigene Selbst in die Zukunft der Geschichte, wo nur noch der Name klingt — das war deutsch und fremd.

Dazu kam, daß Franklin eben jetzt mit einer tiefen Bitterkeit an Alles, was deutsch hieß, denken mußte. Es war ihm nicht möglich, dem deutschen Manne anders als mit kühler Freundlichkeit zu begegnen. Deanes merkte das letzte und sagte:

„Es ist eine Freude, daß ein deutscher General uns zu Hülfe kommt. Die Schmach, an der freilich das deutsche Volk unschuldig ist, die himmelschreiende Tyrannei, daß die gütigen Landesväter von Braunschweig und Hessen-Kassel, Anspach und Waldeck 20,000 ihrer Landeskinder an die Engländer verkauft haben, um gegen uns zu kämpfen — Sie, edler Baron, widersprechen durch Ihre That im Namen Ihrer Volksehre.“

„Ich kann leider nicht im Namen meines Volkes sprechen,“ erwiderte Steuben, „ich gebe mich als einzelner, freier und selbständiger Mann, mehr bin ich nicht, und will abwarten, wie ich mich bethätigen kann.“

„Haben Sie gehört,“ rief Beaumarchais zu Franklin gewendet, „was König Friedrich von Preußen erwiderte, als man ihn fragte, wie man sich gegen die verkauften Soldaten zu benehmen habe, die durch preussisches Gebiet marschiren? Er gab einfach den Bescheid: man nehme den Viehzoll von ihnen, denn ihre Fürsten betrachten sie ja als Vieh, das man verkauft.“

„Da lesen Sie in der holländischen Zeitung,“ entgegnete Franklin, ein Blatt darreichend. „Der Landesvater von Hessen-Kassel hat für seine verkauften Da-

nauer einen besonders guten Preis bekommen. Der Fürst von Anspach mußte die verkauften Soldaten, die nicht abziehen wollten, entwaffnen, fesseln und durch seine Garden nach dem Meere treiben lassen; er selbst lieferte die Waare auf's Schiff, aber in jeder holländischen Stadt, durch welche er kam, wurde er laut mit Schimpfsworten verfolgt.“

Eine dunkle Röthe überdeckte das Antlitz Steubens, da er so die Schmach seines Vaterlandes hören mußte. Er legte die Hand auf's Herz, in welchem Zimmer und Zorn entbraunte, und doch konnte er nichts erwidern.

„Da Sie als Freiwilliger eintreten,“ wendete sich Franklin an Steuben, „so will ich Ihnen einen Brief an General Washington geben, und so reiche ich Ihnen die Hand und heiße Sie im Namen meines Vaterlandes willkommen.“

„Die Republik wird sich Ihnen dankbar erweisen,“ fügte Deanes hinzu.

„Wenn ich ohne alle Bedingungen als Freiwilliger eintrete, ohne Anspruch auf Rang bei meinem Eintritte und ohne Erwartung eines Entgeltes nach beendigtem Kriege,“ nahm Steuben das Wort, und seine markige Gestalt wurde größer und seine Stimme gewaltiger, „so sage ich Ihnen, ich verlasse mich weder auf die halben Zusicherungen des französischen Ministers, noch baue ich auf republikanische Dankbarkeit. Die Republik hat vielleicht darum die Tugend der Dankbarkeit nicht, weil sie kein geschichtliches Verdienst anerkennen will und den immer sich erneuenden freien Spielraum der Kräfte offen halten muß. Ich weiß das Alles und bin doch bereit. Frankreich sendet Lafayette, Polen Kosciuszko, mich sendet Niemand, ich folge meinem eigenen Rufe. Mein Vaterland ist leider nicht so einig wie Frankreich, aber auch Gottlob nicht so zerrissen und niedergeworfen wie Polen. Der Fluch gegen unsere fürstlichen Menschenverkäufer spricht sich offen aus. Aber ich hoffe Amerika etwas zu leisten aus der Schule meines Meisters Friedrich von Preußen: Zucht und Ordnung, Gehorsam, gute Verpflegung, Schonung wo es Ruhe gilt, und muthigen Einsatz, wo die Gefahr ruft und der Sieg. Ich höre, daß die Formation des Heeres keine feste, daß die Anwerbungen auf kurze Zeit beständige Auflösung mit sich führen. Hier ist meine Aufgabe. Siege werden nur erfochten, Niederlagen nur muthig abgewehrt, wo ein straffes Band zusammen hält. Niemand kann bestimmen, zu welcher Ernte der Thaten ihn das Schlachtenglück führt, aber die stille unermülich emsige Pflege der festen Heeresordnung, die liegt in unserer Hand.“

Die beiden Amerikaner und der Franzose sahen staunend auf den Mann, aus dessen Worten sich etwas heraushörte, wie der schmetternde niederwerfende Ton Friedrichs II.

Der Onkel Franklins kam mit einem Käufer, der aus der Stadt einen Brief



brachte. Franklin las denselben und reichte ihn Deanes, der ihn mit Beaumarchais gemeinsam las. Der Brief war von dem Gesandten des Großherzogs von Toskana und lautete:

„D
 Küter Je
 auch dab
 Er hat m
 er will E
 Ich glan
 in einer
 fre
 aber io
 lichen K
 sandten
 huldigen
 machen
 Wert ge
 dem fe
 Et
 braucht
 nach, wi

Herrn Doctor Franklin!

Abbé Niccoli bittet Herrn Franklin, ihm die Ehre zu erzeigen und Mittwoch am 28. d. M. um neun Uhr zum Frühstück zu kommen: er soll eine gute Tasse Chocolate vorfinden.

Mit Achtung.

Klein-Luxembourg, den 26. Mai 1777.

„Da ist nun endlich die Unterredung,“ rief Beaumarchais. „Sie werden Kaiser Joseph bei Abbé Niccoli treffen, und unser früherer Minister Turgot wird auch dabei sein, um alle Mißdeutungen aus dieser Zusammenkunft zu vermeiden. Er hat mir das selbst mitgetheilt. Ich weiß, daß Kaiser Joseph am 31. abreist; er will Sie noch vertraulich sprechen, aber es soll sich keine Folge daran knüpfen. Ich glaube, er gehört auch zu denen, die einen Apostel, wenn er heute erschiene, in einer Zwischenstunde, zwischen Frisiren und Theaterbesuch, empfangen wollen.“

Franklin wurde nachdenklich, und Beaumarchais sagte halblaut zu Deanes, aber so, daß es Steuben hören konnte: diese Zusammenkunft müsse zu einer öffentlichen Kundgebung benutzt werden; der Adel müsse sich in den Saal zum Gesandten drängen und das Volk sich auf der Straße sammeln und nur Franklin hulbigen und so den Kaiser demüthigen und die Allianz mit Oesterreich unmöglich machen. Beaumarchais war so entzückt von der feinen Kriegslist, die hier in's Werk gesetzt werden sollte, daß ihn Deanes ermahnen mußte, leiser zu sprechen, denn Franklin würde Derartiges nicht zugeben.

Steuben zuckte zusammen. Ein Kaiser von Deutschland sollte dazu mißbraucht werden, um einen Günstling des Volkes neu zu erheben! Er sann darüber nach, wie er das vereitle. Nachdenklich kehrte er nach Versailles zurück.

Viertes Capitel.

Bruder und Schwester auf dem Throne.



Eine stille, linde
Mondnacht lag auf den Gärten von Versailles, darin die Springbrunnen plätscherten. Der Mond glänzte hell am Himmel und die Nachtigall sang im Gebüsch. Das sanfte Licht floß hernieder und der belle Klang durchschallte die verschörkelten Säulengänge und Hallen des Schloßgartens.

General Steuben hatte trotz der Warnung seiner Sönnner und Freunde sein Versteck verlassen. Er mußte den Kaiser sprechen oder einen aus seinem Gefolge, um das frevelhafte Spiel, das man mit dem Kaiser vorhatte, zu vereiteln. Er

fand Niemand, denn heute war großes Fest in den inneren Gemächern des Schloßes. Er wanderte endlich ruhelos durch die entfernten, dunklen Gänge, wo er nichts mehr sah von den leuchtenden Fensterreihen, und nichts mehr vernahm von Lachen und Scherzen und Musik. Da hörte er plötzlich aus einem Gebüsch eine Männerstimme, sie sprach deutsch: „Sie haben doch wenigstens etwas erobert von unserer Fahrt, lieber Colloredo,“ lautete es. „Sie haben

das frangisi
und auch w
die Kenna
und was i

„De
zur Jagd
genug, t
führte: e

„E
Graf Co
jetzt im
Kaiser e

„A
sicht auf
nur zu j
sammen

„U
„G

Es sind
verhaft
Huldigm
wenn ni

„M
warf Ce
„T
scharf,
frangisi

„M
Ihnen,
als Ge

Nennung
sprache
Ihnen, n
geheim
„Ja
Nennung

das französische Geschichtswesen studirt, aber ich — ich komme arm wieder heim, und auch unser Kaiser bringt nichts mit, als die Bekanntschaft einiger Freigeister, die Kenntniß von der Einrichtung des Taubstummen-Instituts, der Findelhäuser und was in diesen Kram gehört.“

„Wenn der Kaiser,“ wurde erwidert, „nur morgen mit seinem Schwager zur Jagd ginge, vielleicht könnte er doch noch Vieles gewinnen. Aber er hat nicht genug, daß er Rousseau besuchte, daß er sich bei Buffon als dessen Schüler einführte; er will auch noch diesen schlauen Revolutionär Franklin sprechen.“

Bei diesen Worten trat Steuben auf die beiden Männer zu und sagte: „Herr Graf Colloredo! Wir haben im Felde einander als Feinde gegenübergestanden, jetzt im fremden Lande sind wir Deutsche. Ich habe Ihnen, ich habe dem deutschen Kaiser eine Warnung zukommen zu lassen.“

„Mit wem habe ich die Ehre?“ fragte Colloredo.

„Mein Name ist bei dieser Sache gleichgiltig. Ich darf ihn auch aus Rücksicht auf meine Freunde, bei denen ich hier lebe, nicht nennen. Ich habe Ihnen nur zu sagen: der Kaiser soll die auf morgen bei dem Abbé Niccoli angelegte Zusammenkunft mit dem Amerikaner Franklin unterlassen.“

„Und warum?“

„Es sind Veranstaltungen getroffen, von wem? darf ich Ihnen nicht sagen. Es sind Männer, denen die Beliebtheit Kaiser Josephs beim französischen Volke verhaßt ist. Man wird Alles aufbieten, um Adel und Volk eine öffentliche Huldbigung für Franklin machen zu lassen und den Kaiser in Schatten zu stellen, wenn nicht gar zu demüthigen.“

„Und wenn unser Kaiser sich aus einer solchen Kundgebung nichts macht?“ warf Cobenzl scherzend ein.

„Dann hat der Kaiser Männer in seiner Umgebung,“ erwiderte Steuben scharf, „die es nicht trenn mit ihm meinen, die es ihm gönnen, wenn ihm das französische Volk eine solche Lection in der Volksbeliebtheit giebt.“

„Unbekannter Freund,“ nahm Colloredo wieder das Wort, „wir glauben Ihnen, und werden den Kaiser warnen. Wir glauben aber auch, daß wir Sie als Gewährsmann nennen müssen. Wir könnten Mittel anwenden, Sie zur Nennung Ihres Namens zu zwingen. Wir verzichten darauf. Sie sind der Aussprache nach ein Sachse. Wollen Sie nicht Ihren Namen nennen? Ich verbürge Ihnen, mit meinem Manneswort, ihn nur dem Kaiser mitzutheilen. Er wird dem geheimen Freunde sich dankbar erweisen.“

„Ich erfülle nur meine Pflicht als Deutscher gegen unsern Kaiser. Die Nennung meines Namens, der dann doch nicht verschwiegen bliebe, würde meine

Freunde blosstellen. Geben Sie mir Ihre Hand, Herr Graf. Ich sage damit dem Vaterlande Lebewohl.“

Steuben und Colloredo drückten einander die Hand und Steuben, in den nächst dunkeln Gängen wohlbekannt, verschwand schnell.

„Nun haben Sie doch ein Abenteuer, Cobenzl!“ rief Colloredo lachend.

„Aber kein galantes,“ erwiderte Cobenzl. „Der Mann war offenbar ein Spion; doch bleibt es räthselhaft, warum er sich nicht nannte und seinen Lohn sicherte.“

Die beiden Männer gingen in das Schloß zurück und kamen überein, den Kaiser heute in der Festlichkeit nicht zu stören, und es war ja Zeit genug, ihn morgen zu warnen.

Joseph, der während der ganzen Zeit seines Aufenthaltes in Paris in einem Gasthof gewohnt hatte, blieb die beiden letzten Nächte in Versailles, um seinen Schwager und seine Schwester ungestört sprechen zu können.

Am Morgen nach dem nächtlichen Feste war Joseph in trüber Verstimmung erwacht, er hatte mancherlei Spott darüber hören müssen, daß er, als deutscher Kaiser, es nicht verhindern konnte, daß Fürsten ihre Landeskinder verkaufen. Hier und jetzt, wie immer und überall, empfand er die Ohnmacht der kaiserlichen Gewalt und sah das hauptsächlichste Mittel, sie zu stärken, in der Mehrung und Wahrung seiner Hausmacht.

Als Colloredo dem Kaiser die Warnung des Unbekannten mittheilte, lächelte Joseph. Dennoch wurde er alsbald nachdenklich, er beharrte indessen bei seinem Vorsatze, um neun Uhr in Paris zu sein.

Ludwig XVI. war schon früh mit seinem Jagdgefolge ausgezogen, denn die Jagd war seine einzige Leidenschaft.

Die Königin Marie Antoinette erschien schön geschmückt im Garten allein bei ihrem Bruder. Sie trug eine hohe, thurmartige Frisur mit Pfauenfedern und ein weitbauschiges Kleid, und trotz ihrer Jugendlichkeit war sie nach der damaligen strengen Hofsitte weiß und roth geschminkt.

Joseph ging mit seiner Schwester auf der großen Allee bei den Springbrunnen, die Postamen kamen viele Schritte hinterdrein.

„Du bist furios geschminkt,“ sagte der Kaiser in launiger Zutraulichkeit.

„Und Du möchtest gern ganz Paris entschminken,“ entgegnete die Königin. „Du hast Deine besondere Freude, die Welt in Neglige zu sehen.“

Der Kaiser schwieg. „Ich verlasse Dich nun bald,“ begann er milder. „Ich habe darum die Einladung zur Jagd abgelehnt, um noch diese Morgenstunden brüderlich mit Dir zu verbringen. In Staatsangelegenheiten habe ich nichts erreicht. Der König ist eine grundgute, aber jaghafte Natur; er läßt sich lieber

von den Umständen zwingen, als daß er sich selbst entscheidet. Maurepas ist unser Feind, und wäre auch Choiseul am Ruder — die öffentliche Meinung ist gegen uns.“

„Die öffentliche Meinung ist eine Windsfabne.“

„Mag sein, aber sie steht jetzt nach Westen, nach Amerika hin; keine Gewalt dreht sie zu uns nach Osten.“

„Ich verstehe nichts von der Regierung und den großen Weltthändeln. Der König und ich, als wir den Tod Ludwigs XV. hörten, warfen uns auf die Kniee und beteten laut: O Gott, behüte uns, wir sind noch zu jung, um zu herrschen.“

Der Kaiser sah gerührt in das Angesicht seiner Schwester, ihr Auge glänzte, ihr unschuldvolles Wesen trat zu Tage und Joseph rebete ihr nun ins Herz, daß sie den Tugendstolz ablegen solle, denn eben weil sie sich der Reinheit ihres Wesens bewußt war, setzte sie sich über manche Formen des Lebens hinweg und gab sich Mißdeutungen preis.

Die feinen Lippen der Königin schwellten sich in Unmuth und Trotz, aber bald lächelten sie wieder.

„Joseph!“ rief die Königin schallhaft, „Du bist hierher gekommen mit der Keimspinne, um das Blindniß besser zu leimen. Und was thust Du? Du willst uns lehren, daß unser ganzer Hainrath unnützer Trübel sei; Du kommst in ein fremdes Land und willst, daß die Menschen Deine Sprache sprechen.“

„Mit wem ich Freund sein will,“ erwiderte Joseph, „den muß ich zu meiner Ansicht zu bringen suchen, sonst bin ich unehrlich, und es ist kein Halt in unserm Verhältniß.“

„Ich weiß, Du meinst es treu, aber Du könntest Dir ein Beispiel an Deinem Gegenfüßler nehmen —“

„An meinem Gegenfüßler? Wer ist das?“

„Der Solon von Passy; er ist einer der bedeutendsten und zugleich bequemsten Menschen. Tod und Tadel, sagt er, entgeht keinem Menschen, und darum muß man sie nicht gewaltsam herbeiführen; Leben und Loben, das schmeckt. Dieser Franklin will uns gewinnen und — komm her, Diana,“ unterbrach sie sich plößlich und lockte einen Windhund. „Siehst Du, Bruder, wenn man jemand gewinnen will, muß man ihn pfeifen und ihn streicheln, nicht schelten und jagen.“

„Du bist also auch eine Verehrerin dieses Doctor Franklin?“

„Keineswegs! Seine Tugend ist mir zu rauh. Ungeschminkte Nebensarten, republikanischer Kittel, ein Greis in Silberlocken mit einem jugendlichen Krauskopf an der Hand — das gefällt den Franzosen; es schießt gut ab zwischen den



Marionette
 ganze Freie
 Man spie
 Leben zu
 Entsch
 Joseph
 eingem
 „Und
 ich weiß,
 läßt. M
 Joseph
 Würde ble
 bei im Ma
 zu unman
 denn die
 Jahren no
 30. Mai
 dem Ma
 der Zeit
 immer, a
 als es je
 selben M
 würde.
 Der
 blieb bei
 Um
 große M
 stämmige
 Adel von
 noch gem
 konnte.
 bedensar
 Republik
 dann spä
 viele Wä
 wollten Z
 Alter und

Marionetten in gestickten Kleidern und mit gepuderten Häuptern. Aber dieser ganze Freiheitschwandel ist nichts als eine Mode, die bald von gestern sein wird. Man spielt jetzt hier statt Whist immer Boston, den Bostoniern zu Ehren, weil Boston zuerst revolutionirte. Und dieser Franklin versteht vortreflich mit seiner Einfachheit zu kokettiren.“

Joseph suchte seiner Schwester zu beweisen, daß sie gewiß auch für den Mann eingenommen sei und nur gern über ihn spotte, weil das zu lachen giebt.

„Und nun,“ sagte Marie Antoinette plötzlich, „ich bitte Dich, lieber Bruder, ich weiß, daß Du Franklin heute sprechen willst, ich bitte Dich, dies zu unterlassen. Man hat Schlimmes mit Dir vor.“

Joseph sah stannend auf, da er jetzt zum zweiten Male gewarnt wurde, seine Würde bloßzustellen. Er wollte aber von seinem Vorsatze nicht abgehen. Da hat ihn Marie Antoinette, sein Versprechen zu halten, den Morgen der Schwester zu widmen und es sei ihr eine besondere Erquickung, den Bruder bei sich zu haben, denn ihr sei in diesen letzten Maitagen immer so weh zu Muthe. Jetzt vor sieben Jahren war sie, fünfzehn Jahre alt, als Dauphine in Paris eingezogen. Am 30. Mai wurden über hundert Menschen beim Abbrennen des Feuerwerks auf dem Plage Ludwigs XV. erdrückt, und nahe an tausend starben an den Folgen der Verletzungen. „Dieser 30. Mai ist mir ein ewiger Schrecken; ich meine immer, als bring' er mir Elend,“ sprach die Königin wehmüthig. — Es war, als ob sie ahnte, daß von heute über fünfzehn Jahren am selben Tage auf demselben Plage, wo das Unheil geschehen, ihr junges Leben so schuldlos geopfert würde. —

Der Kaiser sah seine Schwester so bewegt, er bestellte die Wagen ab und blieb bei ihr.

Unterdeß hatte sich vor dem Hause des toskanischen Gesandten in Paris eine große Menschenmenge gesammelt, und als Franklin anfuhr, wurde er mit tausendstimmigem Jubelruf empfangen. In die Gemächer des Gesandten hatte sich der Adel von Paris herzugebrängt, denn man spielte damals auch in diesen Kreisen noch gern mit dem Gedanken der Freiheit, zumal wenn man den Hof damit reizen konnte. Dabei hegte die vornehme Müßiggängerei die Erwartung, sich hier eine bedeutsame Theaterscene vorspielen zu lassen zwischen einem König und einem Republikaner. Das durfte man nicht versäumen, denn wie anziehend war es, dann später in Gesellschaften erzählen zu können: Ich habe das mit erlebt. Auch viele Männer des Staates und der Wissenschaft waren gekommen — sie alle wollten Zeuge sein des großen Schauspiels, wie zwei Männer, so ungleich an Alter und Herkunft und doch so gleich an der Kraft reinen edlen Sinnes, einander

begegnen, und welche Lichtstrahlen von solchem Zusammentreffen ausgehen würden.

Auch Franklin hatte Mühe, seiner inneren Bewegung Meister zu werden. Es war für die Sache seines Vaterlandes, die er vertrat, von großer Bedeutung, wenn er sich auch gestehen mußte, daß diese Begegnung mit dem Kaiser nur ihm allein galt. Und wenn er sich auch bewußt war, als Mann dem Manne gegenüber zu stehen und keine andere Würde gelten zu lassen, wie ja der Kaiser selbst dieß heischte, so preßte ihm doch der Wunsch das Herz zusammen, die ganze innere Erkenntniß des besten Strebens zum Wohle der Menschheit in feste, unvertilgbare Worte zusammendrängen zu können, um einem selbstgebietenden Herrscher die Berechtigung der freien Selbstbestimmung der Staatsbürger an das Herz zu legen. Er fand bald seine ruhige Bedachtsamkeit wieder und erwartete mit Gelassenheit die kommenden Augenblicke.

Die Stunde schlug, der Kaiser kam nicht; man ging unruhig hin und her, kein Gespräch hastete, jeden Augenblick konnte es durchschnitten werden durch die Ankunft des Kaisers. Es schlug zehn, der Kaiser war noch nicht da; es schlug elf, man wartete noch immer vergebens.

Beaumarchais war bald in den Gemächern des Gesandten, bald unten auf der Straße bei der Volksmenge, und hier wie dort wußte er mit Stachelreden auf das Hofleben die Gemüther zu reizen und zu ergötzen. Wenn er oben mit seiner Spottlust darlegte, daß auch dieser philosophische Kaiser sich wenig darum kümmere, wie er die Menschen und ihre Zeit verbräuche und es für die Pflicht Aller halte, daß man warte und aufwarte — so wußte er unten auf der Straße mit derben Worten anzubringen, daß man in Versailles sich jetzt gewiß darüber lustig mache, wie die Canaille sich vergebens hier sammle.

Das Volk auf der Straße ward ungeduldig; man sang Spottlieder auf den Hof; es war eine Unruhe, wie wenn man ein versprochenes Schauspiel plötzlich absagt.

In der Versammlung beim Gesandten flogen spitze Reden wie Pfeile hin und her. Franklin lächelte und ließ sich von keiner Huldigung und keiner Lodung, von keiner Theilnahme an der Beleidigung, die ihm widerfahren, dazu bringen, in den bitteren, gehässigen Ton einzustimmen. Die Wagen fuhren wieder davon, das Volk zerstreute sich.

Ein Mann, der in der Ferne stand, war der einzige, der sich freute, daß den Franzosen ihr leichtfertiges Spiel mit der Ehre des deutschen Kaisers versagt war — es war Steuben. Er machte sich auf den Weg nach Passy, um den versprochenen Brief an Washington bei Franklin abzuholen.



Fünftes Capitel.

Ein herzliches Erfassen.

Franklin saß in seinem Arbeitszimmer, als Steuben eintrat. Steuben war in frohgepannter Stimmung, wie nach einem kleinen Siege. In diesem Gefühle, eine stille, gute That vollbracht oder eigentlich eine böse vereitelt zu haben, waren seine Lebensgeister erfrischt und leicht beweglich, und unwillkürlich machte sein ganzes Wesen einen heitern Eindruck, seine Rede war frei und gewinnend. Franklin zeigte keine Spur einer Verdrossenheit über das vorangegangene Ereigniß. Mit aufmerksamer Bedachtsamkeit hörte er den Plan Steubens über seine Reise und die ausführliche Darlegung dessen, was er in Amerika unternehmen wolle. Er hörte so getreu zu, daß er das Wort befeite und belebte. Er verstand die seltene Kunst: die Kunst zu hören, die Mittheilungen Anderer voll und treu aufzunehmen, in hohem Maße; und in dieser Eigenschaft bestand ein nicht geringer Theil seiner Liebenswürdigkeit.

Die beiden Männer schienen einander erst jetzt in Wahrheit zu begegnen und einander zu verstehen. Franklin sprach offen seine Freude aus, daß ein Mann wie Steuben sich der Sache seines Vaterlandes so hochherzig widme.

Die beiden Männer waren im eifrigen Gespräch begriffen, als ein Adjutant Kaiser Josephs angemeldet wurde. Steuben erhob sich, Franklin übergab ihm

den Brief an Washington und drückte ihm mit einem herzlichen Lebewohl die Hand. An der Thür begegnete Steuben dem eintretenden Adjutanten. Steuben sah in das milde blaue Auge des Mannes und eine rasche Freude durchzuckte sein Herz. Er verbogte sich ehrerbietig.

„Ich glaubte Sie allein, Herr Doctor. Wer war der Mann, der eben fortging?“ fragte der Adjutant mit etwas entschiedenem Tone, als er die Thür geschlossen.

Franklin sah ihn stutzig an und lächelte vor sich nieder.

„Ein Mann Ihres Berufs,“ erwiderte er, „ein Soldat, der sich seine Vorbeeren im Kampfe gegen Ihr Heer erworben hat, ein Baron Steuben aus Deutschland.“

„Ich hörte den Namen schon einmal. Und er will nun wohl auch zu Ihnen nach Amerika?“

„Auf eine so offene Frage eine offene Antwort: Allerdings; und er ist mir als ein Mann von großem Organisationstalent empfohlen, und gerade das ist's, dessen wir sehr bedürfen. Wir haben einsehen gelernt, daß mit dem Freiwilligen-Dienst sich ein schneller Handstreich ausführen, aber kein Krieg führen läßt; es muß strenge unzerbrechbare Ordnung in einem Heere sein, unbedingter Gehorsam, wenn es geschlossen, von Einem Willen geleitet gegen den Feind kämpfen soll.“

„Es freut mich, das von Ihnen zu hören. Also auch Sie erkennen die Nothwendigkeit einer monarchischen Gewalt, wenn auch nur im Kriege, an?“

„Gewiß; der Krieg ist uns aber nur ein vorübergehender Zustand.“

„Sie geben aber doch zu, daß auch die monarchische Verfassung die Freiheit, die ewigen Menschenrechte schützen und groß ziehen kann?“

„Gewiß, wenn nur immer Tugend und Gesezesachtung sich mit der Krone vererbten.“

Es trat eine Pause ein; der junge Mann und der Greis schauten forschend, aber doch wie mit einer zutraulichen Begrüßung einander an; sie waren so plößlich mitten in die Erörterung der höchsten Fragen des Völkerlebens hineingerathen, daß sie wie zur Sammlung und Zurechtfindung einen Halt machen mußten.

Franklin hielt still den forschenden Blick des jungen Mannes aus und wartete ruhig ab, bis er wieder zu reden begünne.

„Es ist der Wille Josephs,“ begann der junge Mann wieder, „die edelsten Führer der neuen Zeit kennen zu lernen und sich von ihnen belehren zu lassen. Darum läßt er Ihnen sagen, daß er zu seinem Leidwesen Sie nicht bei Abbe

Niccoli sprechen konnte. Joseph hoffte von Ihrer Weisheit zu gewinnen, aber es drängten sich zu viel Unberufene dazu."

"Ich weiß, eber vielmehr ich glaube zu wissen, Joseph ist nicht wie Manche seines Gleichen."

"Wie meinen Sie das?"

"Ich habe noch nie einen Fürsten gesprochen, aber man sagt mir, bei ihnen sei Alles mehr bloße Neugier, sie ließen sich von Jedem rathen und wollten doch nicht berathen sein; sie hörten gern Alles an, nur um stets bei sich zu denken: wer weiß, welche eigennütigen Absichten du bei deinen begeisterten Worten hast? Die Hauptkunst, wie ich höre, die man bei der Erziehung der Fürsten anwendet, besteht darin, sie überall und Jedem mißtrauen zu lehren."

"Halten Sie denn die Menschen für gut?" fragte der Adjutant.

"Halten Sie sich selbst für gut?" gab Franklin zur Antwort.

"Warum fragen Sie mich das?" wurde ihm entgegnet.

"Weil der Mensch die Anderen für das hält, wofür er sich selbst hält."

"Ich halte mich nicht für gut, aber ich möchte es sein."

"Das ist das Beste. Sein Herz rein erhalten, seinen Verstand klar bilden, das ist Menschenpflicht und schafft das Gute."

"Sie hatten das große Glück, die Menschen im Einzelnen kennen zu lernen und sich selbst dabei getreu zu bleiben; Sie haben den großen Vorzug, Stammvater eines neuen in die Weltgeschichte eintretenden Geschlechtes zu sein. Es ist nicht Stolz, wenn ein Fürst mit seiner winzigen Persönlichkeit Wir sagen muß; er hat seine ganze Reihe von Ahnen, er hat sein ganzes Volk zu vertreten. Sie aber beginnen mit sich eine neue Welt, Sie konnten sich in der weiten Welt Ihr Schicksal selber schaffen und allen Menschen als Freund nahe treten; Sie sind zu beneiden."

"Und ich möchte dagegen sagen: es ist ein großes Glück, von Geburt an ausgestattet zu sein mit der Macht, Tausenden Gutes zu thun."

"Es wäre schön," rief der junge Mann, "wenn die Edelsteine in der Krone die Dankesblicke derer widersprahlten, denen man ein Freund, ein Retter, ein Helfer sein könnte!"

Franklin richtete sich auf bei diesen begeistert ausgerufenen Worten, setzte sich aber schnell wieder.

"Darf ich Sie um Etwas bitten," fuhr der junge Mann fort, plötzlich in einen andern Ton übergehend, "ich möchte von Ihnen selbst vernehmen, welcher Lebensgang Sie zu diesem allverehrten Weisen gebildet hat. Wollen Sie mir kurz Ihre Lebensgeschichte erzählen?"

"Ich bin ein alter Mann und etwas geschwätzig, zumal wenn ich von mir

selbst zu reden anfangen; da erschienen Einem Dinge wichtig, die dem Andern bedeutungslos sind. Ich habe indessen meine Lebensgeschichte für meinen Sohn aufgezeichnet, die Sie auch lesen mögen; und Sie könnten ja dem Alter nach mein Sohn sein.“



Der junge Mann faßte die Hand des Greises und drückte sie.
Franklin stand auf, holte ein kleines Buch und übergab es dem jungen Manne mit den Worten: „Es freut mich, diese Blätter in Ihre Hand zu geben. Das steht hier Alles so ruhig und hat doch viel Arbeit und Noth gekostet. Ich wünsche

nur, daß ich Andern den rechten Weg leichter und kürzer gemacht habe. Eine Hauptsache, die ich durch mein ganzes Leben geübt und bewährt gefunden habe, ist die, daß es eine Tugendkunst giebt. Die Tugend ist weder eine Naturgabe, noch wird sie durch Beten errungen, wenngleich beides auch dazu verhilft. Sie will geübt sein mit unablässiger Aufrichtigkeit vor sich selbst, mit fester Rechenenschaft, die man sich vor seinem eigenen Gewissen giebt; und wenn man auch nicht Alles erreicht, nicht alle Fehler ablegt, so lernt man sich genügen an dem, was man vermag.“

Es wurde ein neuer Besuch angemeldet; der junge Mann stand auf, faßte die Hand Franklins mit seinen beiden Händen und sagte: „Ich darf nicht unwahr gegen Sie sein. So erkläre ich Ihnen denn — verzeihen Sie die ungeschickte Maske — ich selbst bin Kaiser Joseph.“

„Das wußte ich,“ erwiderte Franklin ruhig, „aber es thut meinem Herzen wohl, daß Sie es offen bekennen. Eine Unterredung mit einem halb oder ganz Verhüllten, ist wie ein Sprechen mit einem Fremden im Dunkel. Die Stimme allein ist nicht das Leben. Man muß die Lebenszüge eines Menschen klar sehen, um ihn recht zu verstehen und in Wahrheit zu erkennen. Ich heiße nunmehr den Kaiser in meiner bescheidenen Hütte willkommen.“

„Und Sie reden zu mir wie vordem?“

„Ich habe dem Kaiser gesagt, was ich Jedem meiner Mitbrüder sagen würde und —“

„Ja, wir sind Brüder,“ rief Joseph, „wenn auch verschiedene Kirchen, verschiedene Länder uns ihre Erbhne nehmen.“

„Wir sind Brüder aus dem alten Bunde,“ entgegnete Franklin lächelnd. „Mein Bruder Joseph ist zum Könige geworden, und Benjamin, freilich nicht der jüngere Bruder, blieb ein einfach bürgerlicher Mann.“

„Wir sind Pather ein und desselben Kindes,“ entgegnete Joseph und erzählte das Begebniß im Posthause.

Franklin lächelte freundlich, und der Kaiser fuhr fort: „Es ist gräßlich, daß es Kirchen giebt, die den Bruder vom Bruder trennen; wir beide hier stehen eins vor Gott. Wissen Sie, welches die gräßten Uebelthäter der Menschheit sind?“

„Wen halten Sie dafür?“

„Diejenigen, welche die Menschen durch Religion trennen wollen, die sie doch vereinigen soll. Die Geistlichen müßten diejenigen sein, die die Menschen am meisten beglücken, Friede und Liebe hervorrufen, und sie werden verfolgungsüchtig und haßgierig gegen Andersglaubende und verfinstern den Geist.“

„Wohl!“ erwiderte der Greis. „Gerade weil der Beruf der Geistlichen

der höchste und heiligste, darum wird er so verderblich, wenn sie ihn in's Gegentheil verkehren. Es giebt vielleicht kein Mittel, die geistliche Gewalt zu brechen, aber es giebt wohl ein Mittel, sie zu erobern und uns zuzuwenden."

„Und das wäre?“

„Die Religion auf die Vernunft, die Staatsgesetze auf die sittlichen Mächte zu gründen und nicht auf die Gewalt. Die Freiheit, die Ehre, die Menschenliebe, alle Tugend muß ihre Heimath im Staate, im thätigen Leben finden. Dann ist alles Dasein lichterfüllt; der Sonntag ist nicht mehr allein geheiligt, jeder Werktag ist es, Treue und Glauben und Rechtschaffenheit herrschen im Handel und Wandel und jeglichem Thun. Es herrscht kein Mensch mehr über einen Andern, es herrscht das Gesetz und in dem Gesetze die sittliche Macht. — der zur freien Flamme gewordene reine Gottesfunke, der unser Herz erwärmt und unsern Verstand erleuchtet.“

„O wohl! Das ist das himmlische Reich, das wir auf Erden schaffen sollen,“ rief Joseph, legte beide Hände auf die Schultern des Greises und sah in sein glänzendes Antlitz. „Wir wollen arbeiten und nicht müde werden, es zu verwirklichen: ein jeder auf seinen Posten. . . . Leb wohl, Bruder Benjamin.“

„Leb wohl, Bruder Joseph!“ antwortete der Greis, und die Beiden umarmten und küßten einander.

Als Joseph am letzten Mai Paris verließ und an Passy vorüber fuhr, schaute er lange hinüber nach dem Hause, wo Franklin wohnte: Wird der edle Greis die Freiheit seines Vaterlandes gründen helfen, und wird es dir gelingen, die Freiheit in deinem Vaterlande zu erwecken?

Satt an Tagen starb Franklin, und die Freiheit seines Vaterlandes war befestigt. Frühzeitig sank Joseph in die Gruft, und seine edelsten Thaten wurden vernichtet.

Heute kämpfen die amerikanischen Staaten nochmals ihren Freiheitskampf, und sie kämpfen ihn mit sich selbst. Heute erhebt sich Oesterreich zur Gründung des Rechtsstaates in der Bürgerfreiheit. Dort wird der Geist Franklins beim Friedensschlusse mitwirken müssen, und hier muß der Geist Josephs zu dauernder Gesetzeskraft erstehen.